

Dankes-Rede  
zur Verleihung des Carl-von-Ossietszky-Preises  
am  
4. Mai 2021  
von  
Carolin Emcke

1.

Wann ich es das erste Mal gesehen habe, kann ich nicht einmal mehr sagen. Ich vermute als Schülerin. Vielleicht auch in den ersten Studienjahren. Ich erinnere mich genau an den Schock, den es damals auslöste und der mich bedrängte, an diese Pein, die es bis heute nicht verloren hat. Ich halte es immer noch kaum aus, dieses Bild zu betrachten.

Für jemanden, deren publizistisches Leben durch jahrelanges Reisen in Krisenregionen zahllosen Bild-Zumutungen ausgesetzt war, ist das bemerkenswert. Ich sollte Schlimmeres gesehen haben, könnte man meinen, entstellte, verbrannte, verstümmelte, gequälte Körper, einzelne oder gebündelte, aufeinander gehäufte Reste von Menschen, die jemandem (einer Regierung, einer Miliz, einer marodierenden Meute) als Menschen nichts zählten. Natürlich gibt es aus jener historischen Zeit andere photographische oder filmische Aufnahmen, die bei mir Entsetzen oder Übelkeit auslösen. Immer noch. Aber kaum ein Bild hat mich in ähnlicher Weise getroffen wie das von Carl von Ossietszky im KZ Esterwegen.

Die offizielle Bildbeschreibung, mit der die schwarz-weiß Aufnahme eines unbekanntem Photographen im Bundesarchiv in Koblenz registriert ist, lautet:

"Konzentrationslager Esterwegen - Carl von Ossietzky, als Häftling vor Bewacher an Wand stehend."

Das stimmt und ist doch falsch.

Natürlich stimmt es: Da ist auf der rechten Bildseite, mit breitem Rücken zur Kamera, ein Wächter in Uniform. SS, höherer Dienstgrad (habe ich mir sagen lassen). Der Kopf nur im Halbprofil. Zu erkennen ist der kahlgeschorene Nacken und der untere Teil der Gesichtshälfte. Der linke Arm ist angewinkelt, die Faust umschließt ein Paar lederner Handschuhe und stützt sich in die Seite. Das Schwarz des Uniform-Rückens erstreckt sich über die Hälfte der Aufnahme und verdunkelt die ganze Szene.

Der Bewacher ragt hoch auf vor dem Häftling, Carl von Ossietzky, links im Bild, mindestens einen Kopf kleiner, der mit dem Rücken zur Wand steht, in einem dunklen Mantel, an der linken Brustseite aufgenäht ein weißes, schon etwas eingerissenes Stoff-Stück mit der Nummer 562, die Arme hängen eng am Körper herab als seien sie beschwert von Gewichten oder Schmerz. Er steht aufrecht, immerhin. Es lässt sich nicht sagen, wieviel Mühe ihn das kostet. Aber der Blick ... der Blick ist gesenkt.

Eine Bildbeschreibung, die dieses Detail nicht erwähnt, ist keine.

Es lässt sich nicht sagen, ob der Bewacher den Häftling nur mustert oder ob er mit ihm spricht, ob er ihn anbrüllt oder befragt. Aber es ist Ossietzkys gesenkter Blick, der einen erschauern lässt. Natürlich schauen wir Nachgeborene mit dem Wissen um die Vorgeschichte auf diese Szene. Wir sehen in dem Häftling nicht nur den Häftling, sondern zugleich den unbestechlichen, furchtlosen Publizisten der "Weltbühne", wir sehen den Pazifisten, der für einen Text über geheime Aufrüstung der deutschen

Luftfahrt, den er nicht einmal selbst verfasst hatte, als "Landesverräter" verurteilt worden war, wir sehen den Demokraten, der sich nicht schonte oder schützte mit seiner Kritik an anti-demokratischen Kräften, die ihn dann prompt auch als Feind ausmachten und erneut einsperrten. Wir sehen den, der so scharf zu schreiben wusste, mit dem Rücken zur Wand.

... und diesem gesenkten Blick. Er sieht sein Gegenüber nicht an - als sei er dessen unwürdig, als wäre ein freier Blick ins Antlitz des Anderen ein schamloser Affront, als gäbe es das nicht: *ebenbürtige Humanität*. Es ist dieser Blick nach unten, zu Boden, der schiere, blanke Ohnmacht anzeigt - und den ich bis heute kaum anschauen kann.

Ich bin aufgewachsen und politisch-moralisch sozialisiert im Nachdenken über die Verbrechen des Nationalsozialismus, der Holocaust war und blieb der Referenzpunkt der eigenen Verortung als Person wie als Gesellschaft, ich bin nicht nur aufgewachsen mit der bitter verzagten "Wie-konnte-das-geschehen?"-Frage, "Wie-konnten-das-Menschen-einander-antun?", sondern eben immer auch mit dem: "Hätte-ich-das-zugelassen,-wenn-ich-es-gesehen-hätte?", "Hätte-ich-widersprochen?", "Wäre-ich-jemandem-zu-Hilfe-gekommen?" Meine Jugend war geprägt von diesem Konjunktiv 2, der nicht die ältere Generation befragte, sondern sich selbst.

Wer wäre ich gewesen in jener Zeit? Was hätte ich getan?

Ganz gleich wie sehr man im und mit dem späteren Leben eine Antwort auf diese Fragen zu geben versucht, ganz gleich wie sehr man schreibend gegen die Mechanismen der Aussonderung und der Abwertung aufbegehrt, ganz gleich wie sehr das ganze eigene Werk ein universales Wir zu behaupten versucht - das gibt einem keine Antwort auf die Frage, wer man in *jener* Zeit gewesen wäre.

Dass ich als Homosexuelle selbst zu denen hätte gehören können, die eingesperrt und gequält worden wären, war eine lange verstellte Einsicht. Das macht einen gravierenden Unterschied. Das macht die Bezüge, in die hinein sich denken und fühlen lässt, noch einmal komplizierter und ambivalenter. Das verwirrt und verwickelt die Fäden der möglichen und nötigen Identifikationen. Aber es ändert nichts an meinem Nachdenken über meine Rolle und Verantwortung als nachgeborene Generation der Täter:innen, als jemand, die dieses furchtbare Erbe benennen, freilegen, brechen und umwandeln muss.

Und die Fragen blieben:

Was hätte ich gekonnt? Und was nicht?

Wer diese Fragen ernst nimmt, wer diese Verbrechen für das ultimative ethische Versagen nicht nur der einzelnen Personen, sondern des gesellschaftlichen Kollektivs hält, denkt sich gern unfähig zur Komplizität. Natürlich habe auch ich für mich stets *gehofft*, ich hätte *nicht* zugestimmt, wäre *nicht* dabei gewesen, hätte *unbedingt* widersprochen. Aber diese hypothetischen Phantasien, diese kritischen Selbstbefragungen fanden eine psychische Grenze in jenem Bild von Carl von Ossietzky.

Als ich das Bild das erste Mal sah und auch heute noch, wenn ich es anschau, wenn ich ihn da stehen sehe, diesen aufrechten Mann, der sich nicht einschüchtern ließ als Publizist, mit dem gesenkten Blick, wenn ich die Wehrlosigkeit sehe, dieses totale Ausgeliefertsein an die Willkür und die Gewalt, wenn ich mich hineindenke in diesen Körper mit den herabhängenden Armen, vor dem SS-Mann, dann überkam und überkommt mich die blanke Angst ... Angst vor dem nächsten Schlag, Angst vor dem Schmerz.

Und in diese Angst eingeschlossen war und ist die Ahnung: Ich hätte das vermutlich *nicht* gekonnt, ich hätte diese Zeit *nicht* bestanden wie dieser Mann, ich wäre vermutlich zerbrochen, mit etwas Glück vielleicht wäre ich geflohen.

Wenn ich heute den Carl-von-Ossietsky-Preis erhalte, dann muss ich dies zu allererst aussprechen: Vor diesem Leben, vor dieser Erfahrung stehe ich beschämt. Jeder Vergleich, jede Annäherung an diese Figur hat als Grenze die Untiefe dieser historischen Zeit, ihrer einzigartigen Bedrohungen und Zerstörungen, sie hat als Grenze diese Szene, die mir erspart geblieben ist.

2.

Aber der Preis lädt ein und nötigt zum Vergleich. Wir sollen im Lichte der historischen Erfahrung von Carl von Ossietzky die *eigene* Zeit befragen und das, was sie von uns, *den Schreibenden*, den pazifistisch geneigten, denen, die Gewalt fürchten, denen, die sich die demokratischen Räume nicht wieder nehmen lassen wollen, verlangt. Und so habe auch ich mich gefragt, was durch eine solche Doppel-Belichtung entstünde.

Bei jedem Vergleich zwischen jener Vergangenheit und unserer Gegenwart bilden sich die *Unterschiede*, nicht die Parallelen, heraus. Gewiss gilt, als erste, als existentiellste, als entscheidende Differenz: dass wir in einer parlamentarischen Demokratie und *keiner* faschistischen Diktatur leben, dass sich zwar Anfeindungen und Häme aussetzt, wer kritisch über autoritäre, neovölkische Ideologien schreibt, dass mitunter auch auf Feindeslisten landet und widerliche Drohbriefe erhält, wer sich gegen Antisemitismus wendet ohne jüdisch zu sein, wer sich gegen Islamophobie wendet ohne muslimisch zu sein, wer sich gegen Rassismus wendet ohne Person of Color zu sein, wer sich, recht

altmodisch, den universalen Menschenrechten und der Demokratie verpflichtet fühlt - aber eben keinem Staatsterror, keiner Schutzhaft, keiner Folter gegenübersteht.

Es bedarf wirklich keines vergleichbaren Muts, sich der allgemeinen Lust am Ressentiment zu verweigern. Die Zeiten sind andere.

*Wir sind frei*, uns am Grundgesetz zu orientieren, auf seine versprochenen Garantien zu bestehen, für alle und jede:n;

*Wir sind frei*, denen beizustehen, die entwertet und ausgeschlossen werden, unsere öffentliche Macht einzusetzen, um denen mehr Raum zu geben, die ihn brauchen, weil ihnen der alltägliche Rassismus, die alltägliche Misogynie, die alltägliche Ausbeutung, die Homo- und Transfeindlichkeit die Luft zum Atmen abschnürt, weil sie immer noch und immer wieder als "nicht von hier", als "bedrohlich", als "nicht normale Leute" denunziert werden.

*Wir sind frei*, Traditionen und Gewohnheiten kritisch zu befragen, wir sind frei, kulturelle und soziale Normen skeptisch zu prüfen, was sie voraussetzen und unterstellen, wen sie aus- und wen sie einschließen;

*Wir sind frei*, das Schweigen und die Tabus zu durchbrechen, die mit Scham überdecken, wofür sich niemand zu schämen braucht;

*Wir sind frei*, unsere Überzeugungen mit guten Gründen zu unterlegen, uns zu korrigieren, sollten sie nicht ausreichen, wir sind frei, von anderen ebenfalls Argumente und Gründe zu verlangen;

*Wir sind frei*, uns an der Wahrheit zu orientieren, die Wirklichkeit für real und unverzichtbar zu halten, darauf zu insistieren, dass es ohne diesen Bezug, keine Zivilität, keine Demokratie, keine Gemeinschaft geben kann;

*Wir sind frei*, den Unterschied zwischen Wissen und nicht-Wissen, zwischen Hypothese und Beweis aufrecht zu erhalten, in jedem Text, jeder Sendung, jedem Gespräch; wir sind frei, *nicht* jeden Unfug, *nicht* jeden Wahn, *nicht* jede Gemeinheit aufzuwerten durch Aufmerksamkeit, wir sind frei, *nicht* jede Menschenverachtung als "Meinung" zu exkulpieren, wir sind frei, *nicht* mitzumachen in diesem voyeuristischen Spektakel, das jeden Abend die Kriterien für gesellschaftliche Verständigung oder auch nur Erkenntnis weiter aushöhlt;

*Wir sind frei*, Antisemitismus zu benennen, ganz gleich, wie sehr er sich bürgerlich maskiert, ganz gleich, wie sehr mit Codes und Metaphern verkleidet die Sprache daherkommt;

*Wir sind frei*, anti-demokratische, autoritäre Dogmen auch dann zu benennen, wenn sie von demokratisch gewählten Parteien ins Parlament getragen werden;

*Wir sind frei.*

Es kostet uns nicht unsere Rechte, es kostet uns nicht unser Leben. *Wir müssen nicht den Blick senken*, wenn wir uns gegen anti-demokratische, autoritäre, neofaschistische Bewegungen stellen.

Das ist ein *solch kostbares Geschenk*, das mir schleierhaft ist, wie leichtfertig es verschleudert wird.

Da wird der Begriff der "Neutralität" oder der "Unparteilichkeit" verzerrt und instrumentalisiert, um nur ja nicht widersprechen zu müssen, da wird so getan als sei es "fair" und "repräsentativ", wenn eine Vielfalt an Positionen abgebildet

wird - aber was für eine Vielfalt soll das sein, wenn dadurch Ressentiments und Desinformationen als legitime Positionen geadelt werden?

Da wird jeder Affekt auf einmal als berechtigt und angemessen gewertet, als "Sorge", die es "ernst zu nehmen" gelte, da soll jedem noch so wissenschaftsfeindlichen Humbug, jedem noch so archaischen Vorurteil unbedingt "zugehört" werden, als sei der aufgeklärte Anspruch an Gründe und Argumente heutzutage irgendwie nicht mehr zumutbar.

Wenn es *etwas* gibt, das mich noch mehr beunruhigt als die sich stetig radikalisierenden anti-demokratischen Bewegungen, dann sind es die politisch-medialen Versuche, in ihnen *alles*, wirklich alles, *nur nicht* sich stetig radikalisierende anti-demokratische Bewegungen zu erkennen. Der hermeneutische Aufwand, der da betrieben wird, um nur ja nicht rassistische Positionen *als* rassistische Positionen zu benennen, die krampfhaft Suchen nach Motiven, die *unbedingt* etwas anderes sein sollen als Menschenfeindlichkeit und Hass, ist bemerkenswert.

Wenn der Anspruch an Wahrheit und an die Grundrechte aufgegeben wird als Richtschnur der öffentlichen Auseinandersetzung, bleibt nur epistemischer und ethischer Nihilismus. Das mag Abo-Zahlen und Quoten erhöhen, das mag populär und entspannt wirken, das mag sich liberal und volksnah dünken - aber ist nur mutlos und bequem.

Wo kommen wir denn da hin, wenn sich als "moralistisch" verspotten lassen muss, wer nur Grundrechte verteidigt? Wo kommen wir denn da hin, wenn es als "Aktivismus" gilt, sich an wissenschaftlichen Erkenntnissen zu orientieren?

3.

Wir haben so lange das "Nie wieder" heraufbeschworen, wir haben uns so lange einig geglaubt darin, dass wir mitunter nicht sehen können, was es "schon wieder" oder "immer noch" (wenn auch in anderer Gestalt, in anderen historischen Konstellationen) gibt.

Das ist ein ethisches und politisches Dilemma, für das es auch keine leichte Auflösung gibt: dass das öffentliche Gedenken sich auf die Erfahrungen der Vergangenheit bezieht und sie einfriert in einer Unberührbarkeit, die wirkliches Verstehen, wirkliche Erschütterung, wirkliche Verstörung und Empathie unfreiwillig erschwert. So geht der Blick immer zurück, und glaubt sich sicher und gefeit – aber die Gegenwart des Autoritären, die Gegenwart des Rassismus, die Gegenwart der Homo- und Transfeindlichkeit bleibt im toten Winkel dieser Rückschau.

*Die historische Reflektion über den Faschismus muss Schmerz verursachen, sie muss quälende Fragen stellen, an die Strukturen und Institutionen, die diese Verbrechen ermöglicht und erleichtert haben, an die Personen, die darin involviert waren, an jene von uns, die wir uns zu diesem Erbe, seinen Kontinuitäten und Brüchen, verhalten müssen.*

Die historische Erinnerung an Auschwitz muss die Opfer und ihre Angehörigen einschließen, ihre Einsamkeit, ihre Trauer, die historische Erinnerung muss uns aufmerksam machen für andere Formen der Stigmatisierung und der Entrechtung, sie darf uns nicht abstumpfen für die Gegenwart, sondern sie muss uns wach halten, damit wir die Spuren der Missachtung und Ausgrenzung nicht immer nur woanders, in einem Gestern, an der Peripherie, sondern heute, bei uns, in der Mitte der Gesellschaft erkennen.

Wir können nicht Faschismus und Demokratiefeindlichkeit nur an Gedenktagen brandmarken, aber rechtsradikale Netzwerke und ihre Gewalt als "unpolitische Einzeltäter" oder als "Trio" abmoderieren. Rassistische Gewalt und anti-demokratische Dynamiken ziehen sich durch die Geschichte dieses Landes, sie tragen Namen von Orten oder Abkürzungen von Organisationen, als ließe sich so die Trauer und der Schmerz derer verkleinern, die an diesen Orten und durch diese Organisationen geliebte Menschen verloren haben. Wir müssen denen Zuspruch und Solidarität anbieten, die nicht ohne Angst, nicht ohne Kummer in diesem Land leben, ihnen müssen wir zuhören, sie verdienen Schutz und Respekt.

Wenn also der Carl-von-Ossietzky-Preis erinnern will an die Zerbrechlichkeit der Demokratie, wenn erinnert werden soll an die brutale Gewalt, mit der Menschen gequält und getötet wurden, dann darf diese Erinnerung nicht sedieren für anderes Unrecht, zu anderer Zeit.

Wir müssen auch andere Gewaltformationen in den Blick nehmen, die ebenso zu uns gehören: die kolonialen Erfahrungen, die sich pluralisierenden Geschichte/n und Perspektiven von Menschen mit Migrationserfahrung, die hier sind, die lebendig sind, die andere Assoziationen, andere Vokabeln, andere Traumata, aber auch anderes Glück, anderen Reichtum, andere Sehnsüchte mit sich bringen. Wir müssen eine Form finden, diese Geschichten *alle* zu erzählen, *alle* zu befragen, was sie für die Nachgeborenen, die mit Migrationsgeschichte und die ohne, was die sich verkomplizierenden Blickachsen und Echoräume dieser Geschichte/n für uns als Gesellschaft bedeuten. Das wird nicht leicht. Das wird zu Konflikten führen. Das wird sehr viel Behutsamkeit und Respekt verlangen. Das wird zu Missverständnissen führen, zu Abbrüchen und Neuanfängen.

Macht mir das auch Angst? Ja.

Fürchte ich meine eigenen Irrtümer oder auch die versiegende Kraft? Ja.

Hoffe ich, dass mir nie der Selbstzweifel abgeht, die Ironie, die Hinwendung zu anderen? Ja.

Aber ich bin mir sicher: Es wird uns auch erfüllen mit Staunen.

Die neuen, anderen Geschichten werden unseren Kanon erweitern, die Räume der Phantasie öffnen, sie werden uns vielleicht bestärken in dem, woran wir glauben oder uns etwas anderes lernen und denken lassen, sie werden uns vielleicht versichern in dem, was uns vertraut ist oder uns überraschen, sie werden uns das Enge und Eigene besser verstehen lassen und hoffentlich auch überschreiten helfen: hin zum Gemeinsamen, hin zum Offenen, hin zur Humanität

– und damit zu einem freien Blick in das Antlitz der Anderen.

Vielen Dank.

Berlin, im Mai 2021

Dieser Text ist urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an: [ossietzky-preis@stadt-oldenburg.de](mailto:ossietzky-preis@stadt-oldenburg.de).